

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 5 (1962)
Heft: 3

Artikel: Können sie lesen? : Vier Gedichte von Lenau
Autor: Färber, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KÖNNEN SIE LESEN?

Vier Gedichte von Lenau

Schilflied (5)

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

An eine zweistrophige Naturschilderung schließt sich ohne Übergang in der dritten Strophe die Darstellung seelischen Erlebens. Das Naturbild ist greifbar gezeichnet: der See, im Mondenglanz, mit Schilf und Geflügel, mit hügeligem Ufer, belebt vom Wilde. Der Mond, der, in den Wellen sich spiegelnd, Wasserrosen hervorzaubert, das ruhige Wandeln der Hirsche erwecken eine ganz eigene Stimmung, die durch die Adjektive «regungslos» und «träumerisch» und «bleich» ans Sentimentale rührt; denn der stillruhende Teich, das fragende Aufblicken des Wildes und das geheimnisvolle Rauschen des Schilfes bereiten eine gewisse Wehmut vor, eine Gestimmtheit der Natur, die übergreift auf das menschliche Herz, so daß sich der Blick weinend senken muß. Diese Trauer verdichtet sich zur bestimmten Erinnerung an entschwundenes Liebesglück. Das Naturerlebnis versetzt also den Menschen in gleichgeschwingte Stimmung und hebt aus dem Unbewußten schmerzliches Empfinden über die Schwelle der Bewußtheit¹.

Die Eigenart wird am ehesten klar, wenn wir ein thematisch gleiches Gedicht daneben-

halten, Goethes «Mailied»: Auch in ihm fließen Naturgeschehen und Liebeserleben in eins zusammen; selbst der Aufbau, einsetzend mit der Naturschilderung und endend in die Darstellung des menschlichen Gefühles, ist gleich. Und doch bilden die beiden Gedichte Gegensätze. Denn bei Goethe ist das menschlich subjektive Erlebnis der Ansatz, wie schon das «mir» in der ersten Zeile verrät. Die Liebe ist es, warum die Natur so herrlich leuchtet, die überflutenden Gefühle des Ergriffenen lassen die umgebende Natur so erscheinen, daß Inneres und Äußeres gleichklingt. Darum ist bei Goethe auch die Natur durch allgemeine Symbole gezeichnet, Sonne und Flur und Blüte und Zweig, während Lenau ein festes, lokalisierbares Bild schaffen muß, von dem dann der seelische Gehalt seinen Ausgang nimmt; darum zerfällt Goethes Gedicht in zwei in sich geschlossene Teile, die durch den Mittelbegriff «Liebe» verklammert werden, während Lenau durch die unmittelbare Folge Natur und menschliches Empfinden zur Einheit werden läßt.

Denn Mensch und Natur sind für Lenau nicht zwei Gegebenheiten und das Menschliche wird nicht in die Natur hineingetragen; es ist schon in ihr. Naturbild und menschliche Empfindung, objektives Symbol und subjektives Erleben sind eins.

Zu dieser Auffassung von Naturlyrik bekennt sich der Dichter in einem Briefe an seinen Schwager Schurz. Er tadelt darin das Herumspionieren, ob die Natur sich nicht eine Blöße gebe, wie ihr beizukommen sei. Bei dieser Manier lebe der Dichter zu sehr

¹ Die behandelten Gedichte, entstanden Dezember 1831 und Januar 1832 in Heidelberg, spiegeln Lenaus unglückliche Liebe zu Lotte Gmelin wider, einer Nichte von Gustav Schwab; auch die Lektüre Spinozas in dieser Zeit blieb nicht ohne Einfluß.

in der Außenwelt und lauere beständig auf Naturerscheinungen. Er müsse vielmehr seine Gebilde aus dem Inneren hervorschaffen und die äußere Natur dürfe ihm nur aus der Erinnerung gewisse Mittel «suppeditieren», die im Augenblick der dichterischen Tätigkeit zur fruchtbaren Anschauung würden. Die so zum Symbol gewandelte Naturerscheinung solle nie der Zweck, sondern nur Mittel sein zur Darstellung einer poetischen Idee.

Schilflied (4)

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze bleich!
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein ich dich zu sehn,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

Auch dieses Schilflied zeichnet «das Menschenleben als ein Bild der Natur, wie es sich malt in den bewegten Wellen unserer Triebe». Aufbau und Gehalt sind in den beiden Gedichten völlig gleich. Während aber oben der ruhigen, beinahe melancholischen Stimmung der vierfüßige trochäische Rhythmus und der Wechsel von klingenden und stumpfen Reimen entsprach, ruft in diesem Lied die Folge von je drei Trochäen, deren letzte abbricht und so eine Pause erfordert, eine unheimliche, fast bedrohliche Grundstimmung hervor. Schwarze Wolken ballen sich zusammen, die Winde schweigen und die Schwüle erzeugt banges Erwarten. Dann zuckt ein bleicher Blitz vom Himmel und erhellt für einen Augenblick die Landschaft zu klarer Sicht. Die Adjektive «vergänglich» und «gewitterklar» stellen den Zusammenhang zwischen Natur-

stimmung und Menschenherz her. Wiederrum wird das unglückliche Liebeserleben unter dem Eindruck der Natur ins Bewußtsein gehoben. Auch im Herzen entsteht blitzartig ein grelles, überdeutliches Bild der inneren Situation, und der Orkan, der in der Umwelt einsetzt, wird im menschlichen Gefühl voraus geahnt. Vergänglich wie das Bild der Landschaft ist das kurze Glück, das der Dichter in der Liebe gefunden hat.

Das statische Einssein von Natur und Mensch, das wir dem fünften Schilflied entnehmen, ist im vierten ins Dynamische abgewandelt. Der Grundgehalt ist der gleiche geblieben.

Winternacht

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fortgeschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Die Erkenntnis daß die Natur eine unmittelbare Wirkung auf die Seele ausübt, greift in diesem Gedichte auf den Willensbereich über; dadurch steht es scheinbar zu den vorhergehenden im Gegensatz. Denn diesmal ist der Zusammenklang von außen und innen noch nicht vorhanden; er soll erst bewußt vollzogen werden. Die Natur ist im Frost erstarrt, das Herz aber von wilder Leidenschaft bewegt. Der Dichter sehnt sich, den Frieden des äußeren Geschehens auch in sein Inneres aufzunehmen, und müßte auch das Herz im Frost erstarren. Der Übergang von der Natur zur Seele wird dadurch vorbereitet, daß die letzten der die Außenwelt bezeichnenden Daten stim-

mungsmäßig den seelischen Zustand vorwegnehmen, den der Dichter anstrebt: die Fichten sind unter der Last des Eises zum Tode geneigt und der Zweig weist auf die Erde zurück. Aller Kreatur ist bestimmt, wieder Erde zu werden. Man kann aber von dem Gedicht nicht wie von den Schilfliedern behaupten, daß es sentimental sei. Denn die Todessehnsucht ist hier nicht ein weichliches Nachgeben, ein Sichfügen, sondern ein tapferes Aufsichnehmen eines einmal erkannten Geschickes. Dies wird angedeutet in der ersten Strophe. Die Wärme der häuslichen Sicherheit ist verlassen, die Luft in Kälte erstarrt, und der Frost greift schon auf den Wanderer über. Er denkt nicht mehr an Rückkehr; was hinter ihm liegt, ist aufgegeben: «Nur fort, nur immer fortgeschritten!»

Bitte

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Das kurze Lied zeigt das Ziel der Wanderung auf: die ewig unergründlich dunkle Nacht, die die Seele in süße und milde Ruhe bettet und dem heißbewegten Herzen endlich die Erfüllung schenkt. Bezeichnend ist dabei, daß diesmal nicht wie in der bisherigen Naturlyrik Lenaus mit Sicherheit behauptet werden könnte, daß von einem Naturbild ausgegangen wird; denn in dem Zauberdunkel der Nacht ist Physisches und Metaphysisches, ist wirkliche Nacht und ewiger Tod bereits in einen Begriff zusammengeflossen, und so werden Mensch und Natur als irdische Erscheinungen mit dem Jenseitigen zu einer Einheit, mit dem All, in das alles Erdgebundene verströmt.

Hans Färber

*Entnommen dem Buche «Wege zum Gedicht»,
Schnell & Steiner Verlag, München 1956.*



JEAN PORCHER (PARIS)

JEAN LEBÈGUE, ILLUSTRATEUR DE SALLUSTE

L'étude des manuscrits à peintures a pris depuis quelques années un essor remarquable; on s'est aperçu que l'art réputé mineur de l'enluminure a conditionné en partie l'évolution de l'art en général, et le goût pour ces objets précieux a, grâce à de nombreuses expositions organisées chaque année partout, gagné le grand public. Une telle

étude a permis de mieux connaître les milliers de petits tableaux épars dans les manuscrits de nos bibliothèques et de résoudre bien des problèmes qui se posent à leur propos; elle nous a rendus exigeants aussi et nous voudrions en savoir plus long sur les auteurs, sur leur façon de travailler, leur formation technique, leur état social. Or,